

Mascha Malburg | Joshua Schultheis

**Worüber**

*Zehn Gespräche*

**Juden**

**reden**

*aus Deutschland*

HENTRICH  
& HENTRICH

# Dank

Dieses Buch wäre ohne die Hilfe zahlreicher Menschen nicht möglich gewesen. Wir danken unseren Unterstützerinnen und Unterstützern von ganzem Herzen!

Unsere Kolleginnen und Kollegen bei der »Jüdischen Allgemeinen« haben die Interviews gelesen, redigiert und verbessert. Sie haben uns geholfen, das Format weiterzuentwickeln und Interviewpartner zu finden. Unser Chefredakteur Philipp Peyman Engel stand vorbehaltlos hinter unserer Idee und hat uns Mut gemacht, ein Buch daraus zu machen.

Unsere Fotografinnen und Fotografen haben sich viel Zeit genommen, unseren Gesprächen zuzuhören. Sie haben es geschafft, die Stimmung der Interviews in Bildern festzuhalten. Was sich nicht fotografieren ließ, hat die Illustratorin Hannah Heifetz mit viel Liebe zum Detail gezeichnet.

Der Zentralrat der Juden in Deutschland, der die »Jüdische Allgemeine« herausgibt, hat den Druck dieses Buches finanziert. Ohne diese Großzügigkeit wäre es nicht gegangen.

Unser besonderer Dank gilt den 40 Menschen, die bereit waren, mit Namen und Gesicht über ihre Geschichten, ihre Sorgen und Hoffnungen als Jüdinnen und Juden zu sprechen. Das erfordert Mut in diesen Zeiten.

# Geleitwort

von Dinah Riese

Jüdische Menschen eint, dass sie jüdisch sind, und damit auch ein ganzes Spektrum an gemeinsamen Erfahrungen. Und darüber hinaus? Jüdinnen und Juden können religiös sein oder säkular. Konservativ sein oder links. Jede Partei im politischen Spektrum wählen – manche sogar die AfD. Sie können cis, hetero oder queer sein, selbstsicher in ihrem Jüdischsein oder auf der Suche. Viele haben antisemitische Erfahrungen gemacht, viele auch rassistische. Sie können in Ost- oder Westdeutschland geboren sein, in der ehemaligen Sowjetunion, in den USA, in Israel oder in anderen Ländern des Nahen Ostens.

Sie können sich in Gemeinden organisieren, in NGOs oder nirgends, sich vom Zentralrat repräsentiert fühlen oder nicht. Sie können tief getroffen sein vom Terroranschlag der Hamas am 7. Oktober 2023 und trotzdem unterschiedliche Haltungen zum Krieg in Gaza und zur israelischen Regierung haben.

Mascha Malburg und Joshua Schultheis lassen in »Worüber Juden reden« diese Vielfalt auf eine Weise zu Wort kommen, die Spaß macht zu lesen. Sie zeigen, wie wir als Gesellschaft Themen auch diskutieren könnten: mit Freude an der Differenz, getragen von gegenseitigem Respekt und dem Willen, voneinander zu lernen. Da sind die vier Queers unterschiedlicher Generationen, die erzählen, wie progressiv jüdische Schriften eigentlich ausgelegt werden könnten. Oder das Gespräch unter in Russland und der Ukraine geborenen Jüdinnen und Juden, die darüber sprechen, was der russische Angriffskrieg im Februar 2022 auch für die Community in Deutschland bedeutet. Vier Israelis diskutieren über den Krieg und darüber, ob die Stimmung auf deutschen Straßen ihnen Angst macht oder nicht.

Mascha Malburg und Joshua Schultheis zeigen in zehn Gesprächen, wie viele kleinere Gruppen es in der ohnehin schon kleinen Gruppe jüdischer Menschen in Deutschland gibt – und wie unterschiedlich auch dort die Perspektiven sein können.

»Worüber Juden reden« setzt dem gängigen Bild jüdischen Lebens in der deutschen Öffentlichkeit etwas entgegen. Juden haben hierzulande wahlweise gepackte Koffer, Schläfenlocken oder bestehen vor allem aus einem Hinterkopf, bedeckt von einer Kippa. Und sie spielen ziemlich sicher Geige. Soweit, so falsch. Jüdisches Leben in Deutschland ist ganz anders und so viel mehr. Nur wird danach selten gefragt. Ein Grund mehr, Jüdinnen und Juden selbst zuzuhören.

*Dinah Riese leitet das Inlandsressort bei der taz.*

# Inhalt

Worüber Juden reden:

- 15 **1** Über Identitätskrisen, Konversion und das beklemmende Gefühl, wenn darüber diskutiert wird, wer als Jude gilt – ein Gespräch mit patrilinearen Juden
- 29 **2** Über Lebensmittelpreise, Hebräisch im Berghain und die Frage, ob Berlin noch sicher ist – ein Gespräch mit Israelis, die in Deutschland leben
- 41 **3** Über verschwiegene Familiengeschichten, nicht anerkannte Diplome und die Entscheidung, nach Deutschland zu gehen – ein Gespräch mit Kontingentflüchtlingen
- 53 **4** Über die Rückkehr ins Land der Täter, Pünktlichkeit und andere jeckische Klischees – ein Gespräch mit Juden, deren Familien seit vielen Generationen in Deutschland leben
- 65 **5** Über die Wahlerfolge der AfD, den rechtsextremen Anschlag in Halle und die Frage, wann es Zeit ist, wegzuziehen – ein Gespräch mit jungen Juden aus Ostdeutschland
- 77 **6** Über Tabus in den Gemeinden, lesbische Liebe unter der Chuppa und Antisemitismus in der LGBTIQ-Szene – ein Gespräch mit queeren Juden
- 89 **7** Über den Krieg in der Heimat, ukrainische Flüchtlinge und Großeltern, die Putins Propaganda glauben – ein Gespräch mit ukrainisch- und russischstämmigen Juden
- 99 **8** Über Meinungsfreiheit, den »Ugly American« und die Erfahrung, plötzlich zu einer winzigen Minderheit zu gehören – ein Gespräch mit US-amerikanischen Juden in Deutschland
- 111 **9** Über vergessene Vertreibungsgeschichten, innerjüdischen Rassismus und Gewürze, die man nur im arabischen Laden bekommt – ein Gespräch mit misrachischen Juden
- 123 **10** Über Tipps für die Alija, Tränen vorm Abflug und die Zukunft des Judentums in der Diaspora – ein Gespräch mit deutschen Juden, die nach Israel ausgewandert sind

# Einführung

Die meisten Menschen in Deutschland kennen kaum einen Juden persönlich. Woran denken sie, wenn sie das Wort »Jude« hören? Manchen kommen jüdische Ausnahmetalente in den Sinn – Einstein, Freud, Kafka. Bei vielen evoziert das Wort in erster Linie Bilder von ausgemergelten Gestalten mit leeren Augen und einem Stern auf der Brust. Für einige ist es sogar eine Beleidigung, synonym mit Gier, Verschlagenheit und Selbstsucht. Und für immer mehr Leute sind Juden vor allem Täter. Der Jude als Israeli oder Zionist ist für sie der Prototyp des Unterdrückers eines anderen Volkes.

Juden in Deutschland machen nicht erst seit den Massakern der Hamas im Süden Israels am 7. Oktober 2023 und dem anschließenden Krieg in Gaza die Erfahrung, von anderen als Repräsentanten des jüdischen Staates wahrgenommen zu werden – und als nicht viel mehr. Doch insbesondere seit dem »Schwarzen Schabbat« hat eine stereotype und verengte Sicht auf das jüdische Kollektiv dramatische Folgen: In einer Umfrage der jüdischen Gemeinden gaben 2024 über die Hälfte der Teilnehmer an, es sei nicht sicher, sich sichtbar als Jude in ihrer Stadt zu zeigen. Im gleichen Jahr legte eine bundesweite Studie offen, dass sich Juden aus Angst vor antisemitischer Gewalt vermehrt aus Gesellschaft, Kultur, Medien und Politik zurückziehen.

Dabei fiel die Zäsur des 7. Oktober just in eine Zeit, in der Juden immer selbstbewusster Kritik an einem öffentlichen Diskurs übten, in dem sie meist nur als Klischee vorkamen. So fiel die Reaktion ungewöhnlich scharf aus, als 2019 »Spiegel Geschichte« ein Heft über 1700 Jahre jüdisches Leben mit einer Schwarzweißfotografie zweier orthodoxer Juden aus dem Armenviertel von Berlin der 1920er-Jahre illustrierte. Die Ausgabe trug den Untertitel »Die unbekannte Welt nebenan«.

»So schauen wir Juden in Deutschland also aus?«, fragte der Journalist Richard Chaim Schneider ironisch. »Wir sind keine ›unbekannte Welt nebenan‹, sondern Teil der Gesellschaft«, stellte Meron Mendel, Direktor der Bildungsstätte Anne Frank, klar. Selbst der Präsident des Zentralrats der Juden schaltete sich ein: »Juden als etwas Fremdes oder Exotisches darzustellen, befördert antisemitische Vorurteile«, sagte Josef Schuster.

In der jüdischen Gemeinschaft setzte sich damals die Haltung durch, dass man es nicht mehr einfach hinnehmen müsse, in der Öffentlichkeit auf wenige Themen und Stereotype reduziert zu werden. Der Tenor: Wir sind mehr als Holocaust und Nahostkonflikt, und nein, nicht alle von uns tragen Kippa oder haben Schläfenlocken. Stattdessen forderte man ein, dass Jüdinnen und Juden in ihrer ganzen Vielfalt, Komplexität und Widersprüchlichkeit wahrgenommen werden.

Diese Diskussion trat mit dem 7. Oktober erneut in den Hintergrund. Der Krieg im Nahen Osten bestimmte die öffentliche Debatte, und der grassierende Antisemitismus zwang die jüdische Gemeinschaft, sich zunächst

auf die existenziellen Fragen nach ihrer Sicherheit und Zukunft in Deutschland zu konzentrieren.

Das war das Klima, in dem wir im August 2024 mit unserer Interviewreihe für die »Jüdische Allgemeine« begannen. Die Idee: Vier Juden kommen an einen Tisch, um sich über ein Thema zu unterhalten, das sie besonders beschäftigt – offen, ausführlich und ohne Rücksicht auf die gängigen Formen, in denen über Judentum in Deutschland gesprochen wird. Wir wollten damit an die aus dem Fokus geratene Forderung anknüpfen, jüdisches Leben differenzierter darzustellen, ohne den Bruch zu ignorieren, den der 7. Oktober für die Gemeinschaft bedeutet.

Der rasante Anstieg des Antisemitismus zieht sich wie ein roter Faden durch alle Gespräche, die wir geführt haben. Doch das war immer nur ein Thema von vielen. Selbst in diesen Zeiten drehen sich die Gedanken der Juden in diesem Land um so viel mehr als um die Bedrohungen, denen sie ausgesetzt sind. Auch das zeigen unsere Interviews.

In dem vorliegenden Band sind alle zehn Gespräche gesammelt, die wir in den vergangenen anderthalb Jahren mit insgesamt 40 Personen geführt haben. Das Buch richtet sich zum einen an Nichtjuden. Egal ob sie nur eine vage Vorstellung von jüdischem Leben in Deutschland haben oder schon vielfach Berührung mit diesem hatten. Die Gespräche sind aber genauso für ein jüdisches Publikum interessant. Die zahlreichen positiven Reaktionen aus der jüdischen Gemeinschaft auf die Interviews haben uns gezeigt, wie groß dort das Bedürfnis ist, mehr über die eigene Community zu erfahren. Man könnte die oben gestellte Ausgangsfrage durchaus abwandeln: Was denken Juden, wenn sie das Wort »Jude« hören? Auch im innerjüdischen Verhältnis ist längst nicht alles geklärt, gibt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu entdecken – und vielleicht auch das ein oder andere Vorurteil abzubauen.

So sagt etwa der Musiker Liran Levy: »Selbst vielen Juden in Deutschland ist unsere misrachische Kultur unbekannt.« Er ist ein kurdischer Jude mit Wurzeln im Iran und Irak, den wir im September 2025 in Berlin getroffen haben. Er gehört zu den Misrachim, Juden, deren Familien Jahrhunderte im Nahen Osten und in Nordafrika gelebt haben. Sie machen heute die größte ethnische Gruppe in Israel aus. Doch wenn Liran vor jüdischem Publikum in Deutschland die Melodien seiner Großeltern auf dem Saz spielt, sind sie den meisten Zuhörern neu. Denn hier sind über 95 Prozent der Juden aschkenasisch, haben also Vorfahren aus Europa. Wir haben Liran und drei weitere Misrachim eingeladen, um mehr darüber zu erfahren, was es für sie bedeutet, zu dieser »Minderheit in der Minderheit« zu gehören (S. 111). Sie haben uns ihre Familiengeschichten erzählt, die von Vertreibungswellen geprägt sind, über die man in Deutschland nur wenig weiß. Wir haben nachgehakt, ob sie auch hier die Diskriminierung spüren, unter der die Misrachim in Israel lange gelitten haben, und wie sie auf Muslime in Deutschland schauen, die aus den gleichen Ländern stammen wie ihre Eltern und Großeltern.

Die Misrachim sind Teil einer vielfältigen jüdischen Gemeinschaft in diesem Land. Mit dem vorliegenden Buch erheben wir nicht den Anspruch, diese Diversität in Gänze abzubilden. Der Ansatz, den wir gewählt haben, ist nicht systematisch, sondern beispielhaft. In ihrer Gesamtheit zeichnen die

Interviews dennoch ein Bild der Juden in Deutschland – von ihrer Geschichte, ihren Sorgen und ihren Hoffnungen.

Heute leben je nach Schätzung zwischen 125 000 und 200 000 Juden in Deutschland. Der Zentralrat zählt in den ihm zugehörigen Gemeinden circa 90 000 Mitglieder, hinzu kommen etliche dezentral organisierte Gemeinschaften, und viele Juden, die keiner Gemeinde angehören und nirgends verzeichnet sind. Auch nach konservativen Berechnungen beherbergt Deutschland nach Frankreich und England heute die drittgrößte jüdische Gemeinschaft in Europa.

Vor 80 Jahren, unmittelbar nach dem Ende der NS-Herrschaft, war das noch unvorstellbar. Die jüdische Bevölkerung umfasste damals lediglich 30 000 Personen, überwiegend polnische Überlebende der Vernichtungslager, die nach ihrer Befreiung in einem der »Displaced Person Camps« in Deutschland gestrandet waren. Aber auch eine kleine Zahl deutscher Juden war unter denen, die jüdische Strukturen hierzulande wieder aufbauten. Warum haben sie sich – trotz allem, was ihnen von ihren Mitbürgern angetan wurde – für eine Rückkehr entschieden? Darüber haben wir mit einigen ihrer Nachfahren gesprochen (S. 53). Sie erzählen vom Schicksal ihrer Familien, die teilweise seit Jahrhunderten in deutschsprachigen Gebieten lebten, von den verschiedenen Bedingungen, unter denen sich die ersten jüdischen Gemeinden in West- und Ostdeutschland formten, und von dem, was heute vom traditionellen deutschen, dem sogenannten jeckischen Judentum noch übrig ist.

Im Nachkriegsdeutschland blieb jüdisches Leben auf wenige Zentren in den großen Städten beschränkt. Dies änderte sich erst mit dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Zuzug von über 220 000 Menschen mit jüdischen Wurzeln aus der ehemaligen Sowjetunion. Die Entscheidung, ihnen als sogenannten Kontingentflüchtlingen dauerhaft Aufenthalt zu gewähren, wurde oft aus einer Verantwortung vor der deutschen Geschichte begründet: Juden, die in der zusammenbrechenden Sowjetunion unter dem immer offeneren Antisemitismus litten, sollten im geläuterten Land der Täter eine neue Heimat finden. Dieses politische Versprechen steht im Kontrast zu den Erfahrungen von vier ehemaligen »Kontingentflüchtlingen«, die wir zum Gespräch in Frankfurt getroffen haben (S. 41): Sie fühlten sich als Einwanderer in Deutschland oft benachteiligt, erhielten keine deutschen Pässe, ihre sowjetischen Diplome wurden selten anerkannt, viele leben bis heute in Armut. Wir haben sie gefragt, ob sie je an ihrer Entscheidung gezweifelt haben, in der Mitte ihres Lebens noch einmal ganz von vorne anzufangen und nach Deutschland zu ziehen.

Die »Kontingentflüchtlinge« wurden zunächst in Heimen untergebracht, die auf alle Bundesländer verteilt waren. Dadurch lebten in etlichen Orten zum ersten Mal seit der Schoa überhaupt wieder Juden. Auch in Ostdeutschland gründeten sich viele jüdische Gemeinden neu. Diese Konstellation hat uns interessiert: Wir sind nach Leipzig gefahren, um vier junge Juden zu treffen (S. 65), die sich ganz bewusst hier für das jüdische Leben engagieren – und im Gespräch offen daran zweifelten, wie lange dies noch möglich ist. Der Terroranschlag in Halle, Nazis im Stadtparlament ihrer thüringischen Heimat, die eigene Oma, die warnt, man dürfe sich nicht mehr offen jüdisch zeigen: Für sie ist die rechtsextreme Bedrohung nicht abstrakt. Kurz nach

den Wahlerfolgen der AfD in Thüringen und Sachsen bewegte sie eine Frage besonders: Wann ist es Zeit, wegzuziehen?

Doch nicht nur in Ostdeutschland, sondern bundesweit stellen postsowjetische Jüdinnen und Juden heute die Mehrheiten in den Gemeinden, prägen jüdische Kunst und Kultur und dringen als politische Stimmen an die Öffentlichkeit. Nach Schätzungen haben etwa 90 Prozent aller Juden hierzulande russische oder ukrainische Wurzeln. Als im Februar 2022 Putin den Befehl zum Angriff auf die Ukraine gab, berührte das die Gemeinschaft daher ganz unmittelbar: Viele verfolgten die Ereignisse schockiert in den Nachrichten, telefonierten mit Verwandten auf beiden Seiten der Front, organisierten Fluchthilfe für alte Freunde. Wir haben drei Jahre nach dem russischen Überfall vier Juden in ein ukrainisches Restaurant eingeladen (S. 89). Sie erzählten uns von dem Spalt, den der Krieg in ihre Familien, Freundeskreise und Gemeinden getrieben hat, und von ihrer veränderten Perspektive auf eine Heimat, in der sie nur als Kinder lebten, die sie aber bis heute prägt.

Juden in der Bundesrepublik haben fast immer eine Migrationsgeschichte. In den 2000ern kamen vermehrt Israelis hierher, Berlin wurde für über Zehntausend von ihnen zur Wahlheimat. Dort erzählten uns vier von ihnen (S. 29), warum sie den jüdischen Staat verlassen haben, um in das Land zu ziehen, das für die Generation ihrer Eltern noch vorwiegend mit den Verbrechen der Nazis assoziiert war. In Deutschland ersehnten sie sich ein einfacheres Leben, frei von wirtschaftlichen Zwängen und Raketenalarm. Doch das Leben in der Diaspora geht für sie auch damit einher, die politischen Ideale der Kindheit zu hinterfragen, Antisemitismus zu erfahren, und die eigene jüdische Identität neu zu erkunden. Die Klischees über Israelis, die im Berghain die Nächte durchtanzen und sich über die niedrigen Preise freuen, halten sich zwar noch – doch spätestens seit dem 7. Oktober 2023 bedeutet Israeli in Berlin zu sein auch, mit Fremdzuschreibungen zu kämpfen und die eigene Muttersprache nicht mehr auf der Straße zu nutzen. Ist Berlin für Israelis noch so attraktiv wie früher? Diese Frage wurde in der Gruppe angeregt diskutiert.

Auch US-amerikanische Juden, die in den vergangenen Jahrzehnten nach Deutschland gezogen sind, machen die Erfahrung, plötzlich Teil einer sehr kleinen Minderheit zu sein, in der vieles nicht mehr selbstverständlich ist. Sie schilderten uns (S. 99) ihre ersten Synagogenbesuche in Berlin: Während man in New York aus Hunderten Gemeinden wählen kann, ist das Angebot hier überschaubar, und oft begegnet man Menschen, deren jüdische Familiengeschichte anders als die eigene von gleich mehreren Brüchen durchzogen ist. Viele amerikanische Juden hingegen können auf eine fundierte jüdische Tradition und Bildung zurückgreifen und brachten ihr Wissen nach Deutschland mit. Wir diskutierten auch über die Frage, ob das von anderen Juden als aufdringlich empfunden werden kann. US-Amerikaner machen nur einen sehr geringen Prozentsatz der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland aus, gleichzeitig haben sie hier in die jüdische Infrastruktur investiert und diese aktiv mitgestaltet. Lange war die weltweit größte jüdische Diaspora ein Vorbild dafür, wie ein starkes Judentum außerhalb Israels überleben kann. Wir haben sie gefragt, ob dies nach Donald Trumps Wiederwahl zum Präsidenten so noch gilt.

In einer zunehmend pluralistischen jüdischen Gemeinschaft wird auch Zugehörigkeit neu verhandelt. Jahrtausende lang galt das religiöse Prinzip: Jude ist, wessen Mutter jüdisch ist oder wer zum Judentum konvertiert. Heute stellt das viele, die einen jüdischen Vater, aber keine jüdische Mutter haben, vor schwierige Identitätsfragen. Das betrifft insbesondere Menschen mit Wurzeln in der ehemaligen Sowjetunion. Dort stand »Jude« als Ethnie im Pass und wurde meist über den Vater vererbt. Manche von ihnen haben Vorfahren in der Schoa verloren und erfahren bis heute Antisemitismus, können aber in kaum einer deutschen Gemeinde Mitglied werden. In vielen jungen jüdischen Vereinen und Gruppen wird Jüdischsein mittlerweile weiter gefasst – sogenannte Vater- oder Großvaterjuden gehören selbstverständlich dazu. Gleichzeitig bleibt der Wunsch nach uneingeschränkter Akzeptanz groß. Vier patrilineare Juden haben uns erzählt, wie sie mit diesen Dissonanzen umgehen (S. 15).

Auch andere Gruppen fühlten sich in den jüdischen Gemeinden lange nicht willkommen. Homosexuelle Liebe und diverse Geschlechtsidentitäten mussten außerhalb des religiösen Rahmens gelebt werden. Wir haben vier queere Juden unterschiedlichen Alters getroffen (S. 77), die von diesem Tabu und seinem Aufbrechen erzählen: von der ersten schwulen Chuppa Berlins und dem Getuschel danach, von diskriminierenden Rabbinern und einem »Pride-Schabbat« in der Synagoge. Aber auch von der Heimatlosigkeit, wenn sich die eigene Familie homophob äußert und sich die queere Freundesgruppe mit Antisemiten verbündet. Die LGBTIQ-Szene hatte schon früh ein Antisemitismusproblem. Doch nach dem 7. Oktober 2023 brauchte es ein eigenes Sicherheitskonzept, um bei der Pride eine Regenbogenfahne mit Davidstern zu schwenken. Für unsere Interviewpartner war klar: In solchen Zeiten müssen Juden füreinander da sein.

Die antisemitische Welle der vergangenen zweieinhalb Jahre hat nicht nur die Debatte über jüdische Diversität aus der deutschen Öffentlichkeit verdrängt, sie hat auch ganz unterschiedliche Juden wieder zusammengeführt, die sich vorher an den eigenen Unterschieden aufrieben. In fast jedem der von uns geführten Gespräche wurde der Hass von außen auch als identitätsstiftender Moment beschrieben: manchmal als Rückzug in die jüdische »Bubble«, manchmal als Motivation, sich vor Ort noch stärker gegen Antisemitismus zu engagieren. Andere entschieden sich, nach Israel auszuwandern. Die Zahl der Juden, die »Alija machen«, ist weltweit gestiegen. Am Ende unserer Reihe über Juden in Deutschland schien es uns konsequent, mit denen zu sprechen, die das Land verlassen haben. Unser zehntes Gespräch ist daher streng genommen nicht »aus Deutschland«, wie der Untertitel dieses Buches besagt. In Tel Aviv haben uns vier »Olim« erzählt, warum sie sich im israelischen Bunker sicherer als auf deutschen Straßen fühlen, wie sie den rastlosen Alltag durchstehen und was sie an ihrer alten Heimat vermissen (S. 123). Ihr Blick auf Deutschland legt offen, wie zerbrechlich das jüdische Leben in der Diaspora ist.

Trotz dieser Fragilität ist das Judentum in Deutschland heute so etabliert und vielfältig wie nie zuvor seit der Schoa. Seit einigen Jahrzehnten erlebt es eine kleine Blüte, während seine Zukunft keinesfalls gesichert ist. Von dieser Gleichzeitigkeit zeugen die Interviews in diesem Band.



**Oriana Löwenstein, Alexandra Perlowa, Kelly Zehe und Christoph David Piorkowski**

# 1

## »Wir erleben einen doppelten Ausschluss«

Sie gelten nach dem Religionsgesetz nicht als jüdisch und erfahren dennoch Antisemitismus. Wie gehen Vaterjuden in Deutschland damit um? Ein Gespräch über Zugehörigkeit, Konversion und »jüdische Gene«

Wer ist Jude? Die traditionelle Antwort lautet: Wer eine jüdische Mutter hat. Auf Oriana Löwenstein, Alexandra Perlowa, Christoph Piorkowski und Kelly Zehe trifft das nicht zu. Sie sind patrilineare Juden und können in den meisten jüdischen Gemeinden in Deutschland kein Mitglied werden.

Für Kelly war die Ablehnung durch die Gemeinde eine frustrierende Erfahrung. »Ich höre von anderen patrilinearen Freunden oft diesen echt fiesem Spruch«, erzählt die Schneiderin: »Für die Nazis waren wir jüdisch genug, für unsere eigenen Leute sind wir es aber nicht.«

»In den USA wird zum Beispiel ganz anders mit dem Jüdischsein umgegangen«, sagt Alexandra, die im Diversitätsmanagement arbeitet. »Dort spielt es eine viel kleinere Rolle, ob die Mutter oder »nur« der Vater jüdisch ist.«

Christoph hat sich selbst nie als Jude begriffen. »Ich denke immer wieder darüber nach, was es mit dem jüdischen Kollektiv auf sich hat«, sagt der Journalist. »Ist es eine Religion, eine Nation, eine Verfolgungsgemeinschaft oder doch mehr als all das? Und wie passe ich dort hinein?«

Oriana hat sich für den Übertritt zum Judentum entschieden und arbeitet für einen jüdischen Verein. Sie verteidigt das Religionsgesetz. »Es gibt gute Gründe für dieses Prinzip: Juden mussten sicherstellen, dass die Tradition bewahrt wird«, sagt sie. »Das ist auch ein Schutzmechanismus.«

Wir treffen Kelly, Alexandra, Christoph und Oriana im Juni 2025 in Berlin. Es gibt so viel zu besprechen, dass sich die vier auch nach Ende des Interviews weiter unterhalten.

**Alexandra, Christoph, Kelly und Oriana, ihr habt jüdische Vorfahren – doch nach der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, seid ihr nicht als Juden geboren. Habt ihr das je als ungerecht empfunden?**

**KELLY ZEHE:** Als ich meinen Sohn im jüdischen Gymnasium als jüdisches Kind anmelden wollte, sagte mir die Sekretärin: Nein, ihr seid keine Juden. Ich sei Vaterjüdin und mein Kind dann gar nichts mehr. Das hat mich sehr verletzt. Ich wusste zwar, dass ich halachisch nicht wirklich jüdisch bin. Aber ich dachte, das sei eine liberale Reformschule, die mein Kind als jüdisch anerkennen würde.

**ORIANA LÖWENSTEIN:** Anders als andere patrilineare Jüdinnen und Juden hatte ich das Glück, wenn man es so nennen will, nicht in einem jüdischen Umfeld aufgewachsen zu sein, das einem die Zugehörigkeit zum Judentum absprechen könnte. Ich habe erst in meinen späten 20ern, als ich mich mehr damit beschäftigt habe, gemerkt, dass das tatsächlich in fast allen Gemeinden in Deutschland ein Thema ist. Und dann habe auch ich manchmal Sprüche von Freunden zu hören bekommen, die ich nicht so schön fand.

**CHRISTOPH PIORKOWSKI:** Von jüdischen Freunden?

**ORIANA:** Ja. Hinter diesen Sprüchen stand aber keine böse Absicht. Zum Beispiel wurde ich einmal gefragt, was »wir« eigentlich an Pfingsten feiern. Dabei weiß ich gar nicht, was an Pfingsten gefeiert wird. Ein anderes Mal wurden mir »jüdische Gene« abgesprochen. Doch selbst hier denke ich nicht, dass man mich damit verletzen wollte. Ich glaube, dass sich die Perspektive derjenigen, die eine jüdische Mutter haben, stark von der von Vaterjüdinnen und -juden unterscheidet.

**CHRISTOPH:** Weil ich mich selbst nie als Jude bezeichnet habe, konnte ich bisher auch nicht zurückgestoßen werden. Sauer werde ich trotzdem, wenn jemand wie Deborah Feldman behauptet, in Deutschland würden viele Menschen irgendeinen jüdischen Großvater herbeizaubern, um sich ein Opfer-narrativ anmaßen zu können. Sie hat offenbar keine Ahnung, wie es ist, in Deutschland aufzuwachsen, wenn andere dich als Jude betrachten, selbst wenn man halachisch gesehen kein Jude ist. Ich denke immer wieder darüber nach, was es mit dem jüdischen Kollektiv auf sich hat. Ist es eine Religion, eine Nation, eine Verfolgungsgemeinschaft oder doch mehr als all das? Und wie passe ich dort hinein?

**ALEXANDRA PERLOWA:** Diese Zweifel sind keine universelle Erfahrung. In den USA wird zum Beispiel ganz anders mit dem Jüdischsein umgegangen. Dort spielt es eine viel kleinere Rolle, ob die Mutter oder »nur« der Vater jüdisch ist. Da ist es schon besonders ungerecht, dass wir ausgerechnet im



Alexandra Perlowa wünscht sich, dass die Gemeinden offener für Vaterjuden werden. Sie arbeitet als Diversitätsmanagerin

Täterland Deutschland einen doppelten Ausschluss erfahren müssen, als patrilineare Jüdinnen und Juden einerseits, als Betroffene von Antisemitismus andererseits.

**KELLY:** Ich höre von anderen patrilinearen Freunden oft diesen echt fiesem Spruch: Für die Nazis waren wir jüdisch genug, für unsere eigenen Leute sind wir es aber nicht.

*»Ich bin zu jüdisch, um mich in Deutschland vollends heimisch zu fühlen, aber zu deutsch, um ein Jude zu sein.«*

Christoph David Piorkowski

nichtjüdisch bin. Für euch ist das offenbar anders: Ihr sagt selbstbewusst, dass ihr jüdisch seid.

**Christoph, du hast zwei von den Nazis wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgte Großväter. Wie hat dich das geprägt?**

**CHRISTOPH:** In meiner Familie hat es immer eine sehr wichtige Rolle gespielt, dass es da ein jüdisches Erbe gibt. Auch ich bin mit dem Selbstverständnis aufgewachsen, irgendwie jüdisch zu sein. Das wurde aber nie mit einer positiven Bedeutung gefüllt, da eine Anbindung an die jüdische Gemeinschaft